

STEFAN HERTMANS

ZWISCHEN GEDENKEN UND ERINNERN

Über individuelle und kollektive Identität

»Der Himmel meines Großvaters« basiert auf der Geschichte, genauer den Aufzeichnungen meines Großvaters mütterlicherseits, in deren Mittelpunkt seine Erfahrungen und Erlebnisse im Ersten Weltkrieg stehen. Er hat diese im wesentlichen zwischen 1963 und 1979 niedergeschrieben – also fast ein halbes Jahrhundert später, und mußte sich dabei oft traumatischen Erinnerungen stellen, die er sein Leben lang mit sich herumgetragen hat. Ich habe mein Buch, das noch einmal dreißig Jahre später entstanden ist, ganz bewußt als Roman bezeichnet. Dennoch wurde es in weiten Kreisen als historisches Dokument gelesen – vor allem von Menschen, in deren Familie es keinerlei Zeugen dieser Zeit gab. Leser mit einem Onkel, Großvater oder Urgroßvater, der Vergleichbares durchlebt hatte, fragten nie nach bloßen Fakten; sie sprachen über ihre eigenen Erinnerungen an ein vom Krieg gezeichnetes Familienmitglied und erkannten die dem Buch zugrundeliegende Erfahrung als wahrheitsgetreu. Nach jeder Lesung in Belgien traf ich Zuhörer, die mir ihre eigenen Geschichten erzählten. Manche schenkten mir ein Andenken an ihren Großvater, andere waren sogar mit einer der Personen im Buch verwandt. Ein Leser teilte mir mit, sein Großvater habe in seinen Memoiren beschrieben, wie meiner ihm in der Schlacht von Schiplaken das Leben rettete – da kam mir der Krieg doch sehr nahe. Andere, vor allem Leser von Geschichtsbüchern, fragten besorgt, ob ich die Erinnerungen wortwörtlich übernommen hätte.

Aus all dem zog ich den Schluß, daß diejenigen, die eines Krieges historisch *gedenken* wollen, etwas anderes tun als diejenigen, die sich in irgendeiner Weise daran *erinnern*. Erinnerung ist in die eigene Geschichte eingeschrieben und daher notwendigerweise subjektiv. Gedenken, auf Niederländisch »her-denken«, erneut denken, ist ein Objektivität anstrebender Vorgang, durch den Fakten geordnet werden. Eine aus versunkenen kollektiven Erfahrungen gefilterte Abstraktion.

In den Niederlanden, wo der Erste Weltkrieg bis zu den großen Gedenkfeiern 2014 eigentlich nie thematisiert wurde, gab es zum einen Verwunderung darüber, was den Nachbarn im Süden alles widerfahren war, und zum anderen fast eine Art Schuldgefühl, weil man dieses Krieges nicht ebenso intensiv »gedacht« hatte.

Die Erklärung dafür ist einfach: Die Niederländer haben diesen Krieg nicht als nationale Katastrophe erlebt. Literatur und Krieg hieß für sie: Geschichten über den Zweiten Weltkrieg, den sie am eigenen Leib erfahren hatten, mit allen daraus resultierenden moralischen Konflikten. In Flandern dagegen war es der Erste Weltkrieg, der so tiefe Spuren in der Gesellschaft hinterlassen hat, daß die politischen Folgen bis auf den heutigen Tag zu spüren sind. Zwar wurden auch dort vor allem Romane über den Zweiten Weltkrieg geschrieben – man denke nur an Louis Paul Boon und Hugo Claus –, doch seit 2014 scheinen sich die Flamen mit einem Mal daran zu erinnern, daß sie nicht vom Zweiten, sondern vom Ersten Weltkrieg gezeichnet und größtenteils auch geprägt sind. Die Erinnerung war verblaßt, doch das Gedenken hat sie gewissermaßen wieder zum Leben erweckt.

Damit bin ich dort angekommen, wo ich hin will. Erinnern und Gedenken sind zwei völlig verschiedene Aktivitäten des menschlichen Geistes, die auf dem Vorhandensein beziehungsweise Fehlen eigener Erfahrungen beruhen. Doch sie können sich gegenseitig befruchten und beeinflussen.

Wenn es wahr ist, daß wir uns, wie Nietzsche sagt, nur an das wirklich erinnern und nur das behalten, was weh getan und sich in den Körper eingebrannt hat, dann ist Gedenken etwas völlig anderes: Es kennt diese Dimension des Schmerzes nicht oder nur in viel geringerem Maße.

Erinnerung liegt unseren individuellen, Gedenken dagegen unseren nationalen, kollektiven Selbstbildern zugrunde.

Wenn wir bei beiden Wörtern die Vorsilbe weglassen, stoßen wir auf einen Gegensatz zwischen »denken« und so etwas wie »innern«. Denken ist danken, schrieb Martin Heidegger. Das bedeutete für ihn, mit pietistischem Unterton, daß jedes Denken sich unablässig ins Dasein einbringen muß. Weil Heidegger auf Etymologien versessen war, wußte er natürlich auch, daß nur ein Vokal den Unterschied zwischen Danken und Denken ausmacht – und daß durch nur einen Konsonanten die »Stadt« im Plural zu »Städte« wird. Denken wäre dann so etwas wie: wiederholt danken, also das Dasein immer wieder in Erinnerung rufen. »Innern« dagegen ist direkt mit dem Ver-Innerlichen verwandt, mit dem eigenen Denken, das nicht zwangsläufig sichtbar und nicht zwangsläufig ausgesprochen wird. Was er-innert wird, ist bereits innerlich vorhanden; wessen wir ge-denken, woran wieder gedacht wird, muß durch das Denken immer neu errungen werden.

Um diesen Gegensatz zu verdeutlichen, ist es gut, kurz zu Antigone zurückzugehen. Wie wir wissen, sagt sie in »Ödipus der Tyrann« zu König Kreon, daß sie sich der ungeschriebenen Gesetze erinnere. Diese verpflichteten sie, einen teuren Toten nicht in der Hitze verwesen, nicht zum Fraß der Hyänen, Wölfe und Geier werden zu lassen. Deshalb will sie ihren Bruder Polyneikes, der des Hoch-

verrats bezichtigt wurde, begraben, obwohl Kreon dies ausdrücklich verbietet: Die Menschen sollen sich das Gesetz genau einprägen und sehen, was Verräter erwartet. Kreon will, daß die Gesellschaft dessen gedenkt und sich daran erinnert, was sie zusammenhält – das Gesetz; Antigone hingegen will, daß ihr persönliches Leid, der Verlust des Bruders, anerkannt wird; sie erinnert sich an ihren Bruder und will dem sich stets erneuernden Er-Innern treu bleiben. Der Gegensatz zwischen Gedenken und Erinnern wird hier auf die Spitze getrieben, und die Folgen für alle Parteien sind fatal; die Tragödie führt uns vor Augen, daß der Konflikt unlösbar ist. Kreon sieht die Stadt Theben als eine *Gemeinschaft*, in der das Gesetz von allen beachtet und befolgt werden muß. Antigone dagegen sieht die Stadt als eine *Gesellschaft*, in der die Unterschiede zwischen den Bürgern durch deren Individualität definiert werden. Das ist sogar ein ideologischer Gegensatz, weil beide Antagonisten je eine bestimmte Herrschaftsform vertreten: Kreon für das »Jeder ist vor dem Gesetz gleich« und Antigone für »In einer Demokratie hat jeder bestimmte Freiheiten«. Kreon könnten wir daher als totalitären Herrscher sehen, Antigone als mündige Bürgerin, die gegen den Absolutheitsanspruch des Gesetzes aufbegehrt.

Noch präziser kann ich *Gedenken* und *Erinnern* nicht unterscheiden, allenfalls durch Hinweis auf den bekannten Gegensatz zwischen »*mémoire involontaire*« und »*mémoire volontaire*« in Prousts »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit«. Die unwillentliche Erinnerung überfällt uns, taucht plötzlich auf, wird von einem Geruch, Geschmack oder Eindruck ausgelöst; die willentliche Erinnerung müssen wir selbst erzeugen, ihr geht eine Entscheidung voraus.

Dieser Gegensatz trifft auch auf Gesellschaften zu. Wenn sich Völker eines Ereignisses ihrer Vergangenheit *erinnern*, geschieht das oft ungeordnet, in Geschichten und Anekdoten. Wenn sie aber ihrer Geschichte *gedenken*, tun sie das mit Kranzniederlegungen, Ansprachen und Militärparaden. Gedenkfeiern vereinen uns um eine Tatsache oder ein Thema, sie wollen belehren; Erinnerungen treiben uns mit persönlichen Erfahrungen, die oft unscharf bleiben, auseinander. Erinnerungen bestimmen unser Profil als Individuum, machen uns zu dem, was wir sind; Gedenkfeiern lassen uns zum Teil des Kollektivs werden, dem wir angehören wollen. Das bedeutet, daß beides, Gedenken und Erinnern, identitätsstiftend ist, beides spielt in der Herausbildung unserer individuellen und kollektiven Identität eine wichtige Rolle.

Damit habe ich einen Ausgangspunkt gefunden, von dem aus etliche der vieldiskutierten Unterschiede zwischen den beiden »Stämmen« der niederländischen Sprachgemeinschaft, den Holländern und den Flamen, neu überdacht werden können.

Da die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in Flandern, wie schon erwähnt, in die Gene eingeschrieben ist, verwundert es, daß erst in der Generation der Enkel wichtige Romane entstanden sind, die auch in den Niederlanden gelesen werden – ich denke an Stefan Brijs' »Post für Mrs. Bromley«, Erwin Mortiers »Götterschlaf« und Kris van Steenberges »Woesten« (Wilde). In Flandern gab es zwar einige Kriegsmemoiren, etwa die von Stijn Streuvels, es gab mit Jozef Simons' »Eer Vlaanderen vergaet« (Bevor Flandern untergeht) auch einen echten Frontroman, es gab die atmosphärisch dichten Kriegstagebücher von Virginie Loveling und die von Ernest Claes (»Bei uns in Deutschland«). Aber einen Roman, der eine Antwort auf Erich Maria Remarque (»Im Westen nichts Neues«), Ernst Jünger (»In Stahlgewittern«), Céline (»Reise ans Ende der Nacht«) oder Robert Graves (»Goodbye to all that«) gewesen wäre, gab es nicht. Man kann sogar behaupten, daß Flandern bis zu den Gedenkfeiern von 2014 die traumatischen Ereignisse hatte absinken lassen, trotz der obligatorischen Schulausflüge zu inszenierten Laufgräben mit Sandsäcken, wo gelangweilt auf ihre Handys starrenden und kaugummikauenden Schülern von den Greueln eines längst vergangenen Kriegs berichtet wurde.

Zudem hat ein bestimmtes Buch zu Unrecht keine Resonanz gefunden, womöglich weil es von Erinnerungen handelte, an die man lieber nicht rühren wollte, denn Gedenkfeiern sollen nun mal erhehend sein. Ich meine »Die wenig erbauliche Geschichte von Karlchen Dop« von Ernest Claes, 1923, kaum fünf Jahre nach dem »Großen Krieg«, geschrieben und 1985 verfilmt. In diesem volkstümlich erzählten Text führt Claes einen kleinen Opportunisten vor, der nur auf sein Überleben aus ist. Ähnlich wie Louis Paul Boon mit seiner im Zweiten Weltkrieg spielenden ironischen Chronik »Mein kleiner Krieg« zeigt Claes die unmoralische, egozentrische und zynische Seite des Menschen im Krieg. Der Autor, der selbst eingezogen und als schwerverwundeter Gefangener nach Deutschland verlegt wurde, hat seine Geschichten aus erster Hand. Charelke Dop schmuggelt, fälscht Rechnungen, hängt sein Fähnchen nach dem Wind und weiß vor allem den Mund zu halten, als der Krieg vorbei ist – um der Abrechnung zu entgehen, die er so sehr fürchtet.

Er ist, mit anderen Worten, ein Kleinbürger wie er im Buche steht: ein Opportunist und Antiheld, der sich auf die Schelmereien Till Eulenspiegels beruft und sich einredet, er sei im Grunde ein Anarchist, der die Obrigkeit herausfordert. Es ist nachvollziehbar, daß wir uns 2014 nicht ausgerechnet mit einer solchen Geschichte an den Ersten Weltkrieg erinnern wollten. Auch mein Großvater erlebte im westflämischen Morast viel Opportunismus und Kleingeistigkeit. Für ihn überwogen das sinnlose Leid, die nicht nacherzählbare Angst sowie Entbehrung, Kälte, Schmerz, Einsamkeit, Panik und der allgegenwärtige Gestank verwesender Leichen – und alles dies unter infernalischem Kanonendonner.

Die Gedenkfeiern bestanden nicht nur aus dem ergreifenden *Last Post*, der allabendlich in Ypern am berühmten Menenpoort bis zu tausend Zuschauer anlockte. Sie bescherten uns auch Pralinen in Form wilhelminischer Pickelhauben, dargeboten von einem geschäftstüchtigen Konditor. Eine Allegorie des Flamen und seines historischen Bewußtseins: Man muß den Feind hinunterschlucken, und außerdem soll er süß schmecken. Ich glaube, sie enthielten sogar eine Kognakirsche. Damit ist die Erinnerung einem süßlichen Rausch zum Opfer gefallen. In Frankreich attackierte Pierre Lemaître die kollektive Gedenkseligkeit mit seiner beißenden Satire »Wir sehen uns dort droben«, einer unvorstellbar zynischen Geschichte über die Manipulationen im ersten Nachkriegsjahr. Er bekam den angesehenen Prix Goncourt dafür.

Wenn der niederländischsprachige Belgier sich geschichtlich verorten soll, blickt er auf eine Folge finsterner Momente, in denen es ums Überleben ging. Zuerst mußte er sich 1302 gleichsam mit Keulen gegen französische Truppen verteidigen, danach wurde die wohlhabende, kultivierte, reiche Provinz Flandern, wie in Louis Paul Boons unübertroffenem »Geuzenboek« (Geusenbuch) nachzulesen ist, von der spanischen Inquisition derart unterdrückt und ausgeplündert, daß kaum noch Raum für so etwas wie ein kollektives Selbstbewußtsein blieb. In dem Augenblick, in dem die glorreiche Geschichte der niederländischen Demokratie beginnt, versinkt der kulturell ältere Teil unseres Sprachgebiets in tiefe Finsternis: Den spanischen und französischen Unterdrückern folgen die österreichischen, und schließlich tanzen auch noch die Holländer den armen Flamen auf der Nase herum. Woraufhin der belgische Staat geformt wird, eine Konstruktion, die alle europäischen Parteien befriedigte, nur nicht die Mehrheit der Betroffenen: die unterdrückten Flamen im einsprachigen (nämlich französischen) Belgien jener Tage. Diese Geschichte permanenter Unterdrückung wurde im 19. Jahrhundert zum Hauptthema von Philologen wie Prudens van Duyse, die sich daran wie an eine *eigene* zu erinnern schienen, die gleichsam wieder-gedacht, um-gedacht, zum Leben erweckt, aktualisiert werden mußte: Einst waren wir groß, nun wollen wir, wie August Vermeylen es fast ein Jahrhundert später formulierte, wieder zur Spitze der Völker aufschließen.

Bücher wie Hendrik Conscience's »Der Löwe von Flandern« muß man in diesem Kontext lesen: weniger als historischen Roman denn als Versuch einer Identitätskonstruktion, etwa mittels der großenteils erfundenen Schlacht der Goldenen Sporen Anno 1302, die den Flamen neues Selbstbewußtsein geben sollte. Denn letztlich wandte sich das Gedenkritual gegen den Feind im eigenen Land: die französischsprachige Bourgeoisie, die als eigentlicher Unterdrücker empfunden wurde. Man kann sagen, daß das Zusammenspiel von fortwährendem persönlichen

Erinnern und politischem Gedenken der erlittenen Affronts und Demütigungen zum eigentlichen Nährboden für die Entwicklung des flämischen Nationalismus wurde. Für separatistische Nationalisten galt »de taal gans het volk«, die Sprache ist das ganze Volk, wie es Prudens van Duyse formulierte, also waren alle französisch- oder anderssprachigen Belgier eine Bedrohung dieser Identität. Von den ersteren wurde die niederländischsprachige Mehrheit des Landes zynisch ignoriert: »La Belgique sera latine ou elle ne sera pas«, Belgien wird romanisch sein oder es wird nicht sein, meinte der wallonische Autor Raymond Colleye. Beide Zitate prallen so stark aufeinander, daß der schizophrene Kern der belgischen Gedenkideologie schmerzhaft deutlich wird.

Im größten denkbaren Gegensatz dazu steht »Der Löwe von Flandern«, eine Helden erzählung, mit der uns Conscience in heroisierendem Stil die Geburtsstunde unserer wahren Identität auftischen wollte, das ideologische Programm jeglichen Gedenkens. Das Buch war auf einer Linie mit den bombastischen Zeremonien und nationalistischen Traktaten: Es verliert sich im Schwindel der kollektiven Erinnerung mit perversen folkloristischen Ausschmückungen. Genau deshalb schlug das Buch im 19. Jahrhundert ein wie eine Bombe: Es heilte die historischen Wunden mit einer erfundenen Geschichte von Größe und Gemeinschaft. Das gleiche gilt für die offiziellen Gedenkfeiern: Mit ihnen wird dessen gedacht, was einem in den Kram paßt, und nicht dessen, woran man sich schweigend und oft schmerzlich erinnert.

Es wäre jedoch falsch, solche Kundgebungen nur skeptisch zu sehen. Auch sie gehören zu dem, was uns als Gesellschaft ausmacht, und stiften Identität. Außerdem entsteht dabei eine sonderbare Wechselwirkung. Das ergreifende Lichterband entlang der Laufgräben des Ersten Weltkriegs in Südwestflandern am 17. Oktober 2014 berührte viele Menschen so stark, daß sie sich die historische Erfahrung gleichsam zu eigen machten und sich mit dem vergangenen Leid verbunden fühlten. Die Lichter knüpften offenbar an tradierte Formen zur Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls an, mit denen Gesellschaften jäh an die Oberfläche tretende traumatische Erinnerungen kollektiv verarbeiten. Doch man muß auch sagen, daß dabei so manches unter den Teppich gekehrt wurde, etwa, daß viele Soldaten aus dem Maghreb an die Yzer geholt wurden, aus Indien, Äthiopien und anderen damaligen Kolonien, Kanonenfutter, das leicht anzuwerben war. Ich denke immer an das Foto eines senegalesischen Kämpfers irgendwo in einer Hütte in Flandern – ein Bild, das bei den Gedenkfeiern nicht zu sehen war, weil es nicht dazu paßte.

Eine Gesellschaft, die sich auf eine Saga heldenhaften Widerstands gründet – gegen die Wallonen, die Deutschen, die Habsburger, die Holländer –, betreibt Gedenkkonstruktion, sie pflegt keine lebendige Erinnerung. Schon den Schülern

wird mit pathetischen Geschichten ein Opfer-Status eingeredet, obwohl sie über nichts zu klagen haben. Auf dem Gebiet, das wir heute zumeist Flandern nennen, stießen schon lange vor der Gründung Belgiens die germanische und die lateinische Kultur aufeinander, entstand ein polyglottes Wirrwarr und wurde zum Nährboden einer lebendigen, vielschichtigen Kultur.

Der belgische Staat war kein so völlig künstliches Konstrukt, wie immer wieder behauptet wird, sondern sollte in einer für das 19. Jahrhundert typischen staatsbildenden Weise einer jahrhundertealten Grenzkultur eine Gestalt geben, auch wenn das mit der Unterdrückung der Sprache der Mehrheit einherging. Die Flamen gehören zum germanischen Stamm, aber ihr Herz und ihre Seele haben viele romanische Züge, wie umgekehrt die Wallonen viele flämische Züge aufweisen und nie ganz in einem Großfrankreich aufgehen könnten. Wenn Mischkulturen ihre Eigenheiten vergessen, werden sie buchstäblich monoton und berauben sich des Besten, was sie in sich tragen. Sie wehren sich gegen die Tatsachen ihrer kulturellen und sprachlichen Identität – weil diese oft so komplex ist und immerzu der Erklärung und Verständigung bedarf – und orientieren sich lieber an monokulturellen Modellen, die allerdings auch ständigem Druck ausgesetzt sind.

Zwischen diesen beiden Formen der Identitätsbildung – der monokulturellen und der interkulturellen – herrscht heute eine Art kalter Krieg, der in weiten Teilen die politische Landschaft Europas bestimmt. In einem solchen Kontext hängt es davon ab, woran man sich erinnern möchte, wenn man gedenken will – an die Wirklichkeit oder an das Ideal. Dies zu wissen kann uns auch helfen, das Flüchtlingsproblem unserer Tage etwas weniger egozentrisch zu betrachten.

Für den Flüchtling und Migranten ist bezeichnend, daß sein Verhältnis zu Erinnerung und Identität gestört ist; der Bürger einer in Bewegung geratenen Welt kann sich weder an stabile Identitäten noch an feste kollektive Geschichten klammern. In der Welt, in der er lebt, wird unaufhörlich an Dinge erinnert, die mit den offiziellen Geschichten nicht in Einklang stehen und bei deren Herausbildung die sozialen Medien neuerdings eine bestimmende Rolle spielen.

Die Kluft zwischen diesen beiden Erzählströmen – dem offiziellen und dem privaten – hat bemerkenswerte Bücher, Filme, Dokumentationen hervorgebracht, vor allem aus Konfliktgebieten, wo Identität ein besonderes Thema ist. Man sieht das an der aktuellen arabischen Literatur, an der Bedeutung eines Autors wie Ben Okri für die afrikanische Identität, von Alaa Al Aswani für die ägyptische oder Ari Shavit für die palästinensische. Ich denke auch an die Geschichten von Herta Müller und David Grossmann oder an das Aufblühen der britisch-pakistanischen Literatur, ja, sogar an die Provokationen eines Michel Houellebecq, der zeigt, daß selbst die vielgerühmte französische Identität Veränderungen unterliegt.

Große Literatur entsteht in der Spannung zwischen dem offiziellen Gedenken und dem, woran wir uns persönlich erinnern.

Ich selbst erkenne mich in der zögernden, tastenden Vorgehensweise eines Autors wie W.G. Sebald wieder, bei dem das Erzählen von Fragen, Zweifeln, Betrachtungen und Reflexionen getragen, unterbrochen, nuanciert und gesteuert wird. Seine eigenen Erinnerungen durchkreuzen immer wieder die kollektive Geschichte, auf deren Spur er sich begeben will. Eine Art tiefverwurzeltes, poetisches *Mißtrauen* kontrolliert jeden Satz, jede Seite und verlangt von uns Lesern ein *Vertrauen* ohne jeden Anspruch auf die Wahrheit: eine Suche, die zu keinem guten Ende kommen kann und gerade deshalb die Wahrhaftigkeit des Lebens in sich trägt. Jeder Satz droht auf seinen eigenen Schatten zu treten, ist von Vermutungen und Unterstellungen umwoben, die uns stets auf unsere eigene Wahrheit zurückwerfen. Eine solche Literatur, mit ihrem Amalgam persönlicher Erlebnisse, unterscheidet sich fundamental von kollektiven Geschichtskonstruktionen, die ja keineswegs stammeln, zweifeln oder mit jedem Satz neu ansetzen wollen. Die Sprache des Gedenkens ist die der makellosen Rede, der wohlklingenden Ansprache. Sie fühlt sich wohl im Umfeld von Denkmälern, Ewigen Flammen und Paraden. Die Sprache der lebendigen Erinnerung hingegen ist die der Erzählung schlechthin, sie wird auf den Straßen gesprochen, während der politische Troß vorüberzieht, und sie ist unscharf, mehrstimmig, fließend, lebendig und interpretierbar wie das Leben selbst.

Gerade daß die Literatur an dieser Unmöglichkeit letztgültiger Wahrheiten *leidet*, daß sie gebückt geht, weil es nun einmal ihre Aufgabe ist, unablässig zu suchen und zu mutmaßen, zu erzählen und zu irren, macht ihre Wahrhaftigkeit aus. Und in der Tatsache, daß sie nicht offiziell gedenken, sondern sich nur erinnern, nur einbringen kann, wie es einmal gewesen sein muß, besteht ihre Bedeutung für eine Gesellschaft. So gerät sie in Opposition zu herrschenden Vorstellungen, nicht, weil sie ständig aktuelle Themen durchhecheln möchte, sondern weil sie nicht anders kann, als von einer Erinnerung Zeugnis abzulegen, die schmerzlich ist, weil sie privat ist – die genau wie Antigone von einem ungeschriebenen Gesetz kündigt, von etwas, das dazu aufruft, anders zu sein, als es von einem erwartet wird.

Aus dem Niederländischen von Marlene Müller-Haas